

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 38 (1948)
Heft: 23

Artikel: Von unserem "Nationalsport" : geschichtliche Plauderei über die Jasskarte
Autor: F.K.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ländliche Jasspartie. Kolorierter Stich von F. N. König

Von unserem «Nationalsport»

Geschichtliche Plauderei über die Jasskarte

Was anders könnte unser Nationalsport sein, als das Jassen, wenn es ja auch im heutigen Sinne nicht mehr ganz unter den Begriff Sport passt, denn unter dem Namen Sport finden wir heute nur noch die Leibesübungen, die eigentliche Körperertüchtigung, und dazu gehört ja nun das Jassen nicht gerade. Die Väter des Sports, die Engländer, verstanden freilich unter der Bezeichnung Sport nicht nur Körpererziehung, sondern auch jegliche Liebhaberei, angenehmer Zeitvertreib, Scherze und sogar das Liebesspiel. In diesem Sinne haben wir das Kartenspiel sicherlich richtig eingeordnet, denn es ist der Zeitvertreib des Eidgenossen par excellence geworden. Wo sich in einer Gaststube einige Freunde treffen, seien es nun Handwerker, Bank- oder Fabrikdirektoren, National- oder Bundesräte, so huldigen sie dem Hobby «Jassen». Und so viel auch schon von Geistlichen und erbosten Ehefrauen gegen des «Teufels-Gebetsbuch» — wie man das Kartenspiel auch schon nannte — gewettet worden ist, im Laufe

der Jahrhunderte liess sich das interessante Spiel nicht ausrotten.

Wer eigentlich das Kartenspiel erfunden hat, das weiß man nicht mit Bestimmtheit. In neuester Zeit glaubt die Mehrzahl der Forscher, dass es seine Heimat im grossen Karimbecken, am Rande der Wüste Gobi, gehabt habe. Dort lebten, ehe das Gebiet durch Kriege überzogen wurde und von Sandstürmen überdeckt wurde, ein Volk, das eine sehr hohe Kulturstufe erreicht hatte, die Tocharer. Von den Hunnen vertrieben siedelten sie sich in Indien an und gründeten ein Reich, das freilich keinen langen Bestand hatte. Nach neuerlichen Kriegen wichen die Tocharer nach Turkestan aus. Schon im 7. Jahrhundert n. Chr. haben chinesische Indienpilger das Kartenspiel bei diesem Volk angetroffen und auf Fragmenten von Wandgemälden in Tempeln will man die Hauptfiguren der abendländischen Kartenspiele wiedererkannt haben. Ueber Nordindien, Vorderindien und Kleinasien kam die Spielkarte, wohl während der Kreuzzüge zu



Schweizer Karte mit Landschaftsbildern als Werbung für die Fremdenindustrie zirka 1855-1860 — Rechts: Herz-Ass, humoristische Karte aus Hamburg, zirka 1850-1860

uns. Die älteste Erwähnung des Kartenspiels in Europa finden wir in Venedig, wo bereits um 1299 mit Karten um Geld gespielt wurde. 1325 erließ der Bischof von Würzburg das erste Spielverbot des Abendlandes. In Frankreich malte Ende des 14. Jahrhunderts der französische Briefmaler Jauemin Gringonneur

für den schwachsinnigen König Henri VI. Spielkarten, die mit Gold und Silber illuminiert waren. Deswegen wurde Gringonneur fälschlich lange als Erfinder der Spielkarten angesehen. 1334 erließ auch der Rat von Strassburg ein Mandat: «Es soll auch niemand auf oder in der Münze irgendwelche Spiele spielen, außer Wett- und Kartenspielen bei zehn Schilling, woraus hervorgeht, dass Jasskarten bekannt waren, ehe der Maler Gringonneur solche herstellte. Als sich die Verbote der weltlichen und geistlichen Regenten immer häufiger mehren, da verfasste im Jahre 1377 ein Mönch namens Johannes eine lateinische Verteidigungsschrift des Spieles.

Die ältesten noch erhaltenen Kartenspiele aus dem 15. Jahrhundert, etwa das burgundische Jagdspiel und das Stuttgarter Spiel sind nicht nur graphische Kostbarkeiten, sondern sie geben auch wertvolle kultur- und modehistorische Aufschlüsse über jene Epoche. Eines der prächtigsten Spiele, zugleich das erste in Kupfer gestochene, ist dasjenige



des unbekannten Meisters der Spielkarte, das an Stelle der heutigen Zeichen, Raubtiere, Hirsche, Vögel und Blumen zeigt. Zugleich stellt das Spiel den ältesten deutschen Kupferstich dar. Die meisten damaligen Kartenspiele wurden nämlich von Holzschnitten gedruckt und bemalt, später auch mit Farbenplatten bedruckt. Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert muss eine wahre Spielpandemie ausgebrochen sein, wurden doch auf Veranlassung des Franziskaner Busspredigers Johannes Capistranus allein in Nürnberg 76 Schlitzen, 2640 Brettspiele, 40 000 Würfel und riesige Haufen von Kartenspielen öffentlich verbrannt. Darauf wollte der Kartenmaler Wintersberg der Ältere aus Nürnberg fortziehen, weil er infolge der strengen Massnahmen kein Einkommen mehr zu erhoffen hatte.

Nicht immer waren die Kartenzeichen gleich, und dass sie eigentlich religiösen Ursprungs sind, dürfte ebenso wenig bekannt sein. Der Eckstein (Carreau) ist nichts anderes als die Altarplatte alter

(Schluss auf Seite 634)



Kartenspiel auf einem Teppich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts im Historischen Museum in Basel



Kartenspielendes Paar, Ende des 14. Jahrhunderts (nach einem alten Stich)

belndes Viktoria, brennen die Festflammen der Alpenrosen, in seinem Haar duftet die schwere Fülle der Brändeli, der berauschensten Bergorchidee, und gleich einer Jungfrau in silberhellem Kleid neigt sich vor seinem Tritt das Edelweiss.

Die Musik der Höhen wird lebendig. Nicht mehr die dröhnen den Gewalt harmonien der Lawinen und das wilde Lied Frau Guxas, der Schneefahnenkönigin, sondern die zärtlichen Melodien bescheiden frohen Lebens, das des Frühsommers liebende Wärme erweckt hat. Das vielstimmige Orchester der Alpwiesen beginnt zu klingen: über allem schwebend die summenden und säuselnden Geigen der grossen Mücken und Fliegen, die über den Blüten tanzen, die vollen Altstimmen der Heimchen im hohen Risengras, der helle Flötenpiff der Munke, die vor ihren Felslöchern sitzen und sich die winterverträumten Augen reiben. Das Schönste aber sind die Glocken, deren feierlicher Klang durch alle Weiten geht, die sich von Alp zu Alp schwingen, zu lächelnder Reigen ein, und deren grosse, unaufhörliche Melodie über den Bergen schwebt wie eine in allen Atomen singende und schwingende Kristallhalbkugel.

An die starren, grauen Wände des Schneewinkelhorns wogte junger Glockenschall, floss in weiten, ruhigen Wellen durch die düsteren Felsensäle und durch himmelstürmende Couloirs, in denen noch das Eis des Winters trotzig in seiner glasharten Kraft lag. Der Glockenschall ging wie ein Erholungsruf durch die verzauberte Einsamkeit des gewaltigen Berges. Eine Schar schwarzer Dohlen flatterte aus dem Gewänd auf, und ihr krächzendes Trompeten stiess in die Stille. Ein Bergfink wirbelte um die Zacken des Gipfels, auf dem noch nie ein Mensch gestanden war, naschte im Fluge von trockenem Wintermoose, das aus einer Ritze quoll, tauchte dann tiefer und erspahte in der Wand ein frischgrünes Rasenböhlein, auf dem der Silbermantel der Bergkönigin leuchtete. Dort liess er sich nieder und sang, sang, schrie so unverhülflich glücklich in die sonnenhelle Welt, dass verschlafene Felszwerge ihre dicken Köpfe aus dem Stein steckten und in das viele Licht blinzelten, das da plötzlich über ihr Reich gegossen war.

Die Glockenkänge umkosten das spröde,



Die Mattenkruppe hat dieser Tage einen neuen Schmuck erhalten. Die vor einem Jahr durch die Kunstkommision in einem Wettbewerb ausgewählte Plastik von Marcel Perrinioli wurde vom Künstler in französischem Kalkstein ausgehauen und hat diesen Tag ihren neuen Standort bezogen. Sie dürfte das Auge manches Spaziergängers erfreuen, der seine Schritte der Aare entlang lenkt und auch den jungen Bewohnern der Krippe den Sinn für das Schöne wecken.

herbe Schneewinkelhorn gleich weichen, linden Frauenarmen, die sich um einen eingepanzerten Krieger schlingen. Sie drangen aus der Tiefe der Staffelalp in die weltferne Höhe und klangen so feierlich, weil sie heute zum ersten Male sargen und jubelten. Denn gestern abend war in die Hütte der Alp neues Leben eingezogen; mit etwa zwanzig Stück Vieh, mit seinem Sohn, dessen Weib und Kind, war der strubmähnige, alte Senn, den im vergangenen Jahr Lauener in der oberen Hütte getroffen hatte, auf die Staffelalp gekommen.

Noch starnte in der Hütte der Schutz des Winters. Das Weib fegte mit einem langen Tannenast in die dunklen Ecken der Stube, wo Spinnweben wie dichte, graue Schleier hingen, wusch und rieb

Hälf dir Gott (Schluss von Seite 626)

Do heig er e jämmerliche, markdürfahrende Schrei vernoh u e Stimm usere ander Wält heig töif gseit: «Hätsch no einisch gseit „Hälf dir Gott“, so wär dr May u dr Willading i alli Ewigkeit erlöst gsi, u dir Erlöser, wär e Goldschatz zuegfalle, dass du u diner Chind u Chindeschinder bis is zähnte Gschlächt, richer als der richscht Chünig uf Aerde gsi wäret.» Derne heig die anderi Stimm no einisch e grüsslige Wechlag loh vernäh u druf ab syg es totestill worde i dr Mesimatte. — Aber wyter verzelt der Michu: «Dr Urs het gseit, dr May sig dr Landvogt vom Schloss Wange gsy, wo viel mit em Willading kumpenet heig u drü uschuldigi Meitschi heig loh enthauptet, für eigeni Sünde z'verdecke. Niesse chönn er i zähne Johre nu i eir stürmische Nacht u de müess ihm e Möntschi hundert mal „Hälf dr Gott“ sage, damit er erlöst wärdi u derno chönn er de o dr Willading erlöse, denn eine vom Blitz Geächtete, chönn nume dür ne ihm bekannti, gsühni Seel erlöst würde.» Ig ha jetz lang gschwiege. Mir het die Gschicht grauset, trotz em viele versprochene Gäßl. Dr Rüge ab hets mir chalt gramselet u i sage zum Michu: «Versuechs, u erlös dr May we chasch, ig wott aber mit dem Züg nützt zuha.» «I versuechs», seit dr Michel dezidiert u fahrt mi barsch a: «Gang halft hei, u hang dr Mueter as Füürtech. Fahrt nu ab, du chöntsch mi störe bir Erlösig vom Uselige u de gar bin näh vom Galdschatz!»

I byble stoh u spitze d'Ohre u wie usere frönde, andere Wält, tötet es über d'Mesimatte ihé: «Hälf dir Gott! ...»

I blybe stoh u spitze d'Ohre u wie usere frönde, andere Wält, tötet es über d'Mesimatte ihé: «Hälf dir Gott!»

die Bretter, die horizontal um die Hüttenwand genagelt waren, und auf denen sommersüber die geringen Habseligkeiten der Alpschaft verstaut waren. Jetzt lagern noch hie und da Brotreste und zerrißenes Papier herum, und in einer Ecke stand eine verstaubte Flasche, in deren Hals ein Kerzenstumpf steckte, von dem erstarrete, weisse Wachstränen niederriefen. Über die ganzen Bretter hin aber waren die niedlichen, schwarzen Kägelchen verstreut, die von dem winterlichen Wirken der Mäuse berichteten. Ein schwerer, fauler Geruch von nassem Holz lastete in dem Raum, und durch die verwaschenen, staubüberzogenen Fensterscheiben zitterte die Sonne mühsam auf der Diele.

(Fortsetzung folgt)

(Schluss von Seite 630)

Opferkulte, Klee, Eichel, Kreuz (triflie) gehen auf altindische religiöse Symbole zurück, das Swastikakreuz. Ass kommt vielleicht von Ase (einer Gottheit). Das Herz war im frühen Mittelalter Synonym des geistlichen Standes und das Laub repräsentierte den Bauernstand. Seitdem Karl VII. von Frankreich Spielkarten mit den Bildnissen von vier Herrschern: David, Alexander d. Gr. Cäsar und Karl d. Gr. zieren liess, wurde es üblich, auch andernorts regierende Fürsten auf Spielkarten abzubilden. Die «Buben» wurden unter dem ge-

nannten Herrscher mit Bildnissen der Feldherren Hector, Lancelot, Ogier und La Hire geschmückt, während Judith, Pallas, Rahel und Semiramis die Damen zu repräsentieren hatten. Im 19. Jahrhundert hat man auch Bühnengrössen wie die schweidische Nachtiagall Jenny Lind und die Tänzerin Fanny Eyssler als Damenfiguren auf Spielkarten verewigt. Während der napoleonischen Herrschaft tauchte alles als Kartenbild auf, was die Welt interessieren mochte, Uniformen, Hochzeiten, Szenen aus der Saengerwelt, Theatergrössen, Dampfschiffe und Eisenbahnen wurden

später ebensogut als Sujet verwendet, wie etwa Wilhelm Tell und Landschaften aus der Schweiz — quasi als Verkehrspaganda. Mitte des letzten Jahrhunderts, nach dem Abstecher ins Phantasievolle, wandten sich die Kartenhersteller wieder der Normalkarte zu, die nur noch kleine Varianten aufweisen.

Ein Spielzeug, das im Volke so allgemein anerkannt, beliebt und verbreitet ist, musste in sechs Jahrhunderten auch auf den Sprachgebrauch abfärbeln und manche Redewendungen der Kartenspieler sind auch jenen,

die nie Karten in Händen hatten — wenn es das überhaupt gibt — in Fleisch und Blut übergegangen: Wer sich nicht in die Karten sehen lässt, spielt mit verdeckten Karten, er setzt alles auf eine Karte, sein Kartenhaus fällt zusammen, er spielt ein gewagtes Spiel und vergisst, dass man auch mit guten Karten verspielen kann, er hat alle Trümpfe in seiner Hand, der spielt seine letzte Karte aus und durch Karten und Kanne, wird mancher zum armen Manne, sind Ausdrücke, welche für die Popularität des Jassens das beste Zeugnis ablegen.

F. K. M.